

Seung-U Lee
Der Blick zur Mittagszeit

THELEM

THELEM BIBLIOTHEK

Seung-U Lee

Der Blick zur Mittagszeit

Roman

aus dem Koreanischen
von Yuri Ko und Dominik Feise

THELEM

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available at <http://dnb.d-nb.de>.



Die vorliegende Publikation wurde durch die freundliche Förderung der Daesan-Stiftung ermöglicht.

ISBN 978-3-95908-587-8

© 2024 THELEM Universitätsverlag
und Buchhandlung GmbH & Co. KG
Dresden und München
www.thelem.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Gesamtherstellung: THELEM
Umschlaggestaltung: Viktor Hoffmann (THELEM)
Made in Germany

INHALT

Der Blick zur Mittagszeit

1.....	9
2.....	13
3.....	21
4.....	32
5.....	40
6.....	44
7.....	52
8.....	60
9.....	68
10.....	74
11.....	82
12.....	89
13.....	94
14.....	99
15.....	107
16.....	115
17.....	119
18.....	126
19.....	134
Nachwort des Autors.....	137

Anhang

Nachwort zum Roman	141
Zur Übersetzung	157
Leben und Werk des Autors – Zeittafel	161
Kurzbildung des Autors.....	164
Interview mit Lee Seung-U am 13.7.2016 in Seoul	166
Danksagung	179

DER BLICK
ZUR
MITTAGSZEIT

I

»So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier.« Mit diesem Satz beginnt Malte seine Aufzeichnungen. Dieser junge Mann, arm, krank, einsam, noch dazu heimgesucht von Erinnerungen, ist erst seit drei Wochen in einer fremden Stadt, wo die Luft nach Angst und Tod riecht. Warum ausgerechnet Paris die Stadt sein sollte, in der es sich stürbe, ist nur schwer nachzuvollziehen, auch wenn diese Aufzeichnungen vor einhundert Jahren entstanden sind, aber vielleicht ist es gerade deshalb so schwierig. Heißt es nicht auch, der Flaneur stammt aus Paris? Gut zu spazieren bedeutet doch gut zu leben. Hatte Rilke noch nie von Varanasi gehört, wo die Pilger zum Sterben hinziehen? Das ist der Ort, den man aufsucht, um zu sterben, nicht Paris. Wie man so schön sagt: Zum Sterben zieht es Vögel nach Peru und Menschen zum Ganges.

Romain Gary hielt das Phänomen, dass unzählige Vögel an die peruanische Küste fliegen und dort sterben, für ein Mysterium: »Ihr Blut beginnt bereits zu frieren, sie haben nur noch die Kraft, die Überquerung zu wagen und an die Küste zu fliegen«, schrieb er und setzte damit stillschweigend die peruanische Küste mit dem Ganges gleich. Als ob Vögel sich nach einem heiligen Ort sehnen würden. Etwa vierzig Jahre nach der Veröffentlichung dieses Romans (*Vögel sterben in Peru – Les oiseaux vont mourir au Pérou*, publiziert 1962) verfasste Han Seung-Won, in Korea auch als der Dichter des Meeres bekannt, ein Buch, in dem er auf die Unwissenheit Romain Garys in Fragen der Meteorologie hinwies: Gary habe nichts von El Niño gewusst, kritisiert Han. Die Vögel stürben nicht in Peru, weil das ihr heiliger Ort sei, quasi das Varanasi der Vögel, sondern nur, weil dort aufgrund der warmen Meeresströmung kein Plankton entstehen konnte. Die Vögel verhungern, weil die Sardellen fehlen, die sie sonst zu dieser Jahreszeit dort vorfinden. Sie fliegen also nicht zum

Sterben an die peruanische Küste, sondern um zu leben (um die Sardellen zu fressen). Nur gibt es dort jetzt keine Sardellen, und so können sie nicht leben und müssen sterben.

Hätte Malte diesen Einwand von Han Seung-Won gegen Romain Gary gekannt – was aber nicht sein kann, da Rainer Maria Rilke, der Malte als sein Alter Ego konzipierte, 1926 starb, Han Seung-Won jedoch 1939 geboren wurde; wie kann ein Verstorbener einen noch nicht Geborenen kennen? – dann hätte er den ersten Satz seiner Aufzeichnungen vielleicht anders formuliert. Zum Beispiel so: Die Leute kommen in die Stadt, um zu leben, aber aus irgendwelchen meteorologischen oder sozialen Gründen können sie nicht leben und müssen schließlich sterben.

Und doch hätte er auf keinen Fall den ersten Satz seiner Aufzeichnungen geändert. Denn Malte beschreibt nicht die Stadt, sondern projiziert sein Inneres in die Stadt hinein. Was uns das Buch zeigen möchte, ist sein Innenleben und nicht das Äußere der Stadt. Wenn man deprimiert ist, verliert die Welt das Licht. Das Licht wird von der Schwermut verschluckt. Und die Schwermut wirkt in diesem Fall wie ein Schwarz-Weiß-Kopierer. Auch das farbenfrohe und munterste Bild verliert durch dieses Gerät seine Farbe und Stimmung und wird dunkelgrau. Malte sieht die Szenen der Stadt und die Leute auf der Straße durch seinen Schwarz-Weiß-Kopierer. Und genau aus diesem Grund meine ich, dass Malte den ersten Satz auf keinen Fall geändert hätte. Meteorologie ist für ihn irrelevant. Was das betrifft, steht Malte ganz sicher nicht auf der Seite von Han Seung-Won, sondern auf der von Romain Gary.

Spät in der Nacht kam ich in der kleinen, dreißigtausend Einwohner zählenden Stadt in der Nähe der Demilitarisierten Zone an. Ich hatte den letzten Bus genommen. Er hatte den ganzen Tag lang Menschen transportiert, hin und her, immer auf derselben Strecke, und erinnerte mich, samt müdem Fahrer

auf dem Buckel, an ein erschöpftes Kamel. Die Karosserie war schon aufgeheizt und die Lüftung funktionierte nicht richtig, im Wageninneren vermischten sich die unterschiedlichsten, leicht ekelerregenden Gerüche. Mit mir waren es insgesamt sechs Fahrgäste, vier davon Soldaten. Sie hatten zwar unterschiedliche Dienstgrade, aber die gleichen bedrückten Gesichter, weil sie nach dem Urlaub nun zu ihrer Truppe zurückkehrten. Ein Stabsgefreiter stieg in den Bus, fläzte sich in den Sitz und machte die Augen zu. Ein Gefreiter machte raschelnd seine Brottüte auf. Die beiden anderen starteten durch das Fenster in die Nacht. Ich fragte mich, was sie dort sahen. Konnten sie überhaupt etwas sehen? In der Dunkelheit, dachte ich, gibt es immer etwas zu sehen. Die Dunkelheit beinhaltet immer etwas. Sie ist eben deshalb dunkel, um etwas in sich zu verbergen. Aber die Augen der Soldaten wirkten nicht so, als seien sie geöffnet, um etwas zu sehen. Ihre düsteren und verhärteten Gesichter erweckten in mir, der ich dasselbe Fahrtziel wie sie hatte, Unruhe. Erwecken! Das Wort erschreckte mich. »Erwecken« bedeutet doch, dass die Unruhe schon in mir steckte und nur darauf wartete, gerufen zu werden. Und weil sie wartet, reagiert sie unmittelbar auf jedes noch so kleine Rufen. Man könnte sogar sagen, die Unruhe hat Angst davor, nicht gerufen zu werden. Um sie zu unterdrücken, fragte ich hastig den Soldaten in der Reihe neben mir: »Wie lange dauert es noch?« Er starrte weiter aus dem Fenster und antwortete nicht. Ich wollte die Frage wiederholen, aber dann war es mir peinlich, und ich ließ es bleiben. Stattdessen antwortete von hinten ein Mann mit sonnengegerbtem Gesicht, dass es noch anderthalb Stunden dauern würde. Eigentlich kannte ich die Ankunftszeit. Ich hatte vor der Abfahrt im Internet recherchiert und herausgefunden, dass die Fahrt zwei Stunden und zehn Minuten dauere, höchstens aber zweieinhalb Stunden. Der Bus fuhr alle anderthalb Stunden. Wenn man einen verpasste, musste man also anderthalb Stunden warten. Der letzte Bus fuhr

um acht Uhr dreißig. Und auch wenn ich noch mehr über die Sehenswürdigkeiten und kulinarischen Besonderheiten dieser Region gelesen hatte, erinnerte ich mich nur noch daran, dass die Demilitarisierte Zone nicht weit weg war, in der Umgebung viele Truppen stationiert waren, und es einen Tunnel gab, den Nordkorea in Richtung Süden gegraben hatte.

Im Bus herrschte eine unruhige Stille. Nur das Motorengeräusch, das Ächzen des erschöpften Kamels sozusagen, durchbrach die Oberfläche der Stille. Fuhr der Bus bergauf, drangen gelegentlich die Abgase ins Fahrzeuginnere. Von dem Geruch unvollständig verbrannten Kohlenmonoxyds und Stickstoffs, gemischt mit dem ohnehin schon in der Luft hängenden Gestank, wurde mir übel. Ich wusste nicht, dass man auch an Reiseübelkeit leiden konnte, wenn man nichts gegessen hatte. Während ich die aufsteigende Magensäure herunterschluckte und mir die Schläfen massierte, um das Schwindelgefühl loszuwerden, kam mir der erste Satz aus den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge in den Sinn, wie ein böses Omen: Fuhr ich dorthin, um zu leben, oder um zu sterben?